

Kubanische Helden unter uns

THEATER-SPEKTAKEL
Es ist die Geschichte von Liebe und Schmerz, Heldentum und Papaya: Das Teatro El Público aus Havanna zeigt am Zürcher Theater-Spektakel das Stück «Antigonón».

Als «Antigonón» vor zwei Jahren im Trianón-Theater von Havanna, dem Stammhaus des Teatro El Público, gezeigt wurde, hatten die Menschen am Ende Tränen in den Augen. «Sie erkannten sich im Stück wieder», sagte Regisseur Carlos Díaz. Denn «Antigonón» ist selber ein Gedicht auf die Geschichte eines Landes, über ihre Menschen und auch die Natur.

Helden kommen da vor, wie der Nationaldichter José Martí (1853–1895) sie beschrieben hat – helles Grün und entflammtes Rot sind die Farben seiner Verse. Der junge Autor Rogelio Orizondo (* 1983) hat in «Antigonón» seine Geschichten weiter geschrieben, auch mit Verweisen auf den Stoff der Antigone, einer Heldin, die sich den Mächtigen verweigert und dafür eingemauert wird. Schritt für Schritt geht es dann in die Gegenwart hinein: ins Kuba von heute in all seinen Verkleidungen, von der Nacktheit bis zu Haute Couture. Ein paar Uniformen hatte es auch noch darunter. Und auch ein Koffer, der im kubanischen Slang auch «Schwierigkeiten» bedeutet.

Der Weg in die Fremde

Nach der Premiere mussten die Menschen ein bisschen weinen, denn die Vorstellung eines solchen Theater-Kubas war traurig und doch schön. Und auf dem Heimweg sangen sie das Lied von der Zuckerrohrschneiderin, das sie in diesem Theater gehört hatten. «Heimat, ich will an dich glauben», sagt man in solchen Momenten, auch wenn alles eine Illusion ist.

Von Havanna aus ging «Antigonón» in die Welt, das Stück wurde in Nordamerika gezeigt und tourt jetzt in Europa. Am Montag ist die Produktion in Zürich angekommen. Auf dem Weg dahin sind der



Alle haben an ihrem Koffer zu tragen: Das Teatro El Público führt auf ein Gelände, wo sich Alltagsgeschichte mit Heldengeschichten trifft. Christian Altorfer / zts

Geschichte die Heimat abhandeln – und auch der Glaube an das Theater der Welt. Hat das kubanische Publikum noch das Stück auf sich selber gelesen, blieben den Theater-Spektakel-Menschen nur die Übertitel.

Die Übertitel sind nicht besonders sprechend. Und lenken auch vom Spiel auf der Bühne ab. Wir müssen selber etwas mit den Bildern anfangen. Denn auch wir tragen schwer an unseren Koffern. Regisseur Carlos Díaz lässt da viel Spielraum. Er sagte: «Wir wollen Fragen stellen, keine beantworten.» Man kann es auch so sehen. Theater hat immer auch mit einem Rätsel zu tun.

Ganz körperhaft ist der Beginn. Zwei Paare treten nackt aus dem Dunkel. Es ist ein Pas-de-deux, der stiller nicht sein kann. Kein Wort, keine Projektion: Die Be-

wegungen sprechen für sich. Körper fügt sich an Körper. Erst später kommen Texte dazu. Zuerst sind es drei Gedichte von José Martí, eines davon handelt davon, dass ein Schweizer Vater seine drei Kinder im Brunnen ertränkte, um ihnen die Freiheit zu geben.

Der alte Affe und das Fleisch

Es ist der Stoff, der aus den Körpern Figuren macht. Die fünf Figuren auf der Bühne ziehen sich Geschichten an wie ein Kleid. Und können auch die Geschichten wieder ablegen. Ganz nackt stehen sie aber nie mehr vor uns. Es ist schwer, in die Zeit der Anfänge zurückzukommen, wo alles noch ein Versprechen war.

Es sind Geschichten von gestern und von heute, sie sprechen von grossen und kleinen Dingen.

Auch etwas über das private Leben kommt hier vor, dass zum Beispiel das Fleisch, das in den Verkauf kommt, von einem alten Affen sei, oder dass Papayas abführend wirken. So viel haben wir verstanden. Anderes auch nicht so genau.

Man kann aber auch nur hinschauen. Die Kostüme sind selber ein Gedicht. Sie nehmen auch manchmal die Farben von entflammtem Rot an. Und sprechen auch sonst für sich.

«Ich bin die Zuckerrohr-Ernte», sagt ein Mann. Noch hat er den Camouflage-Umhang an. Darunter trägt der Mann aber ein kurzes Glitzerkleid, und im kleinen Schwarzen trägt er das Lied von der Zuckerrohr-Schneiderin vor. Das ist sehr süß: ein Held der Arbeit im anderen Gewand. Auch mit einer Travestie kann

man einem Land eine Liebeserklärung machen: Nicht alles ist hier, was es scheint. Es kommt immer auf den Blickwinkel an.

Die andere Seite

Hochgeschlossen auf der einen Seite, ganz offen auf der anderen: das sind die Kostüme der Frauen. Es ist eine ein bisschen verrückte Modenschau, die das Teatro El Público hier zeigt: auch mit Blick auf die Gegenwart eines ganzen Landes.

Am Schluss werden brave Schuluniformen angezogen, simuliert wird ein Aufmarsch der Pioniere. Was vorher freies Spiel war, endet im Marschschritt. Anstatt Tränen gab es in Zürich Bravorufe.

Stefan Busz

Heute letzte Vorstellung. Restkarten gibt es an der Abendkasse.

Ausgereiftes Festivaldebüt

LUCERNE FESTIVAL In den Sommer der Dirigentinnen am Vierwaldstättersee strahlt auch die junge Elim Chan aus Hongkong.

Zur Welt gekommen ist Elim Chan 1986 in Hongkong, und diese Welt war früh die Musikwelt mit Klavier, Cello und Chorgesang. Aber studieren wollte sie dann Medizin, und dafür ging sie in die USA. Auch dort war die Welt für sie bald wieder Musikwelt: Sie wechselte vom Medizinins Dirigentenfach. Vor knapp zwei Jahren gewann sie den Preis, der eine Einladung des London Symphony Orchestra bedeutete und die Zusammenarbeit als Assistant Conductor mit Grössen wie Simon Rattle und Valery Gergiev. Darauf folgte diesen Frühling das Debüt beim Mariinsky-Orchester und die Ernennung zur Chefdirigentin der nordschwedischen Norrlandsoperan für 2017.

Ob das als steiler Aufstieg zu bezeichnen ist oder einfach als Weg, sei dahingestellt, sicher aber stecken enorme Begabung und enorme Energie dahinter, und diese hat Elim Chan jetzt auch in Luzern an den Tag gelegt. Das Festival hat sie am Dienstag aufs Podest geholt, nicht zum grossen Konzert, wo sie gewiss, um es blöd zu sagen, auch ihren Mann gestellt hätte, sondern in die Reihe der Debüts. Zum ersten Mal überhaupt wurde in dieser Mittagskonzertreihe hier der Or-

chesterleitung die Tür geöffnet, und dass es für eine Dirigentin geschah, gehört zum Konzept dieses Festivalssommers. Dieses zeigt: Das Taktstock-Imperium ist weiblich so gut wie männlich.»

chesterleitung die Tür geöffnet, und dass es für eine Dirigentin geschah, gehört zum Konzept dieses Festivalssommers. Dieses zeigt: Das Taktstock-Imperium ist weiblich so gut wie männlich. Elim Chan ist zusammen mit Mirga Gražinytė-Tyla die Jüngste, die dieses Selbstverständnis am Festival nonchalant und selbstbewusst vertritt.

Mit jeder Faser

Sie mag zierlich gebaut sein, doch im anderthalbstündigen, pausenlosen Programm bewies Elim Chan Durchhaltevermögen und enorme Zugkraft. Sie sprühte auch physisch vor Energie, die sie mit jeder Faser in eine differenzierte und wirkungssichere gestalterische Präsenz investierte. «The Chairman Dances» von John Adams erhielt über dem unerbittlichen Puls den schwebenden Klangteppich, der einen fortträgt und dieser gross instrumentierten Minimal Music die höhere Weihe gibt. Die expressiven Gesten, die leisen und heftigen in den vielen Nuancen von Kaija Saariahos «Terra Memoria» für Streichorchester klangen berührend fein ausgehorcht.

Wie souverän Elim Chan ihr Orchester in den Händen hält und wie gut ihre so organisch fließende wie strikte Zeichengebung bei ihm ankommt, zeigte sie glänzend mit der grossen Besetzung der Lucerne Academy für Béla Bartóks Konzert für Orchester. Es ist kein unbekanntes Stück, aber was die ausgereifte Interpretation an brillanter Instrumentation, auch schmissiger Rhythmik, präzisen Fugeneinsätzen, verspielter Melodik und furiosen Passagen bot, brauchte keinen Vergleich zu scheuen.

Herbert Büttiker

Vom Alltag auf der Insel Lampedusa

NEU IM KINO Dieser Film zwingt die Zuschauer, genau hinzusehen. Der italienische Berlinale-Gewinner «Fuocoammare» erzählt vom Flüchtlingssterben im Mittelmeer.

Der Notruf kommt in der Nacht. 250 Flüchtlinge sind vor der italienischen Insel Lampedusa in den dunklen, gefährlichen Wellen in Seenot geraten. «Wir flehen Sie an! Helfen Sie uns!», ist ein weinender Bootsinsasse zu hören.

Der Helfer an Land fragt mehrfach nach der Position des Schiffes. Dann bricht der Kontakt ab. «Mein Freund... Hallo!», sagt der Seenotretter noch – doch am anderen Ende bleibt es still.

Zwei Blickwinkel

«Fuocoammare» heisst der erschütternde und aufrüttelnde Film des italienischen Regisseurs Gianfranco Rosi, der an der diesjährigen Berlinale mit dem Hauptpreis, dem Goldenen Bären, ausgezeichnet wurde. In einer Mischung aus Dokumentation und inszeniert wirkenden Szenen erzählt Rosi vom Alltag auf der Insel Lampedusa, die seit Jahren Ziel von Bootsflüchtlingen aus Afrika und anderen Ländern ist.

Rosi, der 2013 für «Sacro GRA» den ersten Goldenen Löwen der Filmfestspiele Venedig für einen Dokumentarfilm gewann, erzählt nun aus zwei Blickwinkeln: Auf See geht es um das Schicksal der Bootsflüchtlinge und die oft vergessene Arbeit der Retter – da ist Rosi ganz nah dran am Elend der verzweifelten und entkräfteten Menschen und scheut sich auch nicht, sterbende Menschen zu zeigen.

Der Zuschauer blickt mit der Kamera bei einem der Boote ausserdem unter Deck, wo die Körper der Menschen liegen, die die Überfahrt nicht überlebt haben.

An Land dreht sich alles um das künstlerisch oft stilisierte und symbolisch aufgeladene Erleben des 12-jährigen Inselbewohners Samuele. Er macht mit seiner Steinschleuder Jagd auf Vögel, feuert mit seinem Freund imaginäre Waffen ab, isst mit seiner Familie schlürfend Spaghetti, macht sich Sorgen um seine Gesundheit. Und: Der altkluge Sohn eines Fischers hat Angst vor dem Meer, denn ihm wird schlecht auf See.

An der Schnittstelle

Es sind zwei Welten, die vordergründig nicht miteinander in Be-

rührung kommen: Auf der einen Seite ist Samuele, dessen Gefühlen und Sorgen viel Platz eingeräumt wird. Auf der anderen Seite sind die namenlosen Flüchtlinge, die nur vereinzelt zu Wort kommen und deren weiteres Schicksal der Regisseur nicht verfolgt.

An der Schnittstelle zwischen diesen beiden Welten steht der bewundernswerte Inselarzt Pie-

tro Bartolo, der sich viel Zeit für Samueles Atemprobleme und die Ängste des Jungen nimmt.

Eigenwillig und wichtig

Dem Arzt kommen Tränen, wenn er vom Leid der von ihm betreuten Bootsflüchtlinge erzählt: von den durch Treibstoff verätzten Menschen, den toten Kindern und toten schwangeren Frauen,

den Leichen, denen er zur späteren Identifizierung Blut abnehmen muss. «Jeder, der von sich behauptet, ein Mensch zu sein, hat die Pflicht, diesen Leuten zu helfen», sagt Bartolo. Ein künstlerisch eigenwilliger, sehr wichtiger und bewegender Film.

Elke Vogel, dpa

Der Film startet morgen in den Kinos.



«Jeder, der von sich behauptet, ein Mensch zu sein, hat die Pflicht, diesen Leuten zu helfen», sagt der Arzt. pd